

h

02 / 2016

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



Abschied und Willkommen

Jahresende im Sommer

EDITORIAL
INTERVIEW
WORT DES REKTORS

SEITE 2
SEITE 4-5
SEITE 6-7

Forum / Seite 8-9

Forum KSH «Standort Schweiz»: Startup und Innovation

Theater / Seite 12-13

Lügen haben lange Beine

Gedankensplitter / Seite 15

Positive Diskriminierung

Arbeitswoche / Seite 16-17

Einblicke in neue Welten

Kolumne / Seite 20

Brate und Figgschnitzel kriegen Sie nicht beim Metzger!

TERMINE

02 / 09 / 2016

Gartenfest

17 / 11 / 2016

Forum KSH «Nachbarn»: Schule als Nachbar

22 / 11 / 2016

Schnuppertag

22 / 12 / 2016

Weihnachtskonzert

HOTTINGEN IST DIE
WIRTSCHAFTSSCHULE
MIT INNOVATIVEM
UND PRAXISBEZOGENEM
BILDUNGSANGEBOT
IM RAUM ZÜRICH.

Abschied und Willkommen

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Nein, da ist uns kein Fehler unterlaufen bei der Formulierung dieses Titels. Zugegeben, Goethes Variante «Willkommen und Abschied» ist griffiger, weniger sperrig und scheint, was die Reihenfolge der Wörter anbelangt, mehr – oder überhaupt – Sinn zu ergeben. Aber erstens schreiben wir nicht eines der berühmtesten Liebesgedichte der deutschen Literatur und zweitens hat die Reihenfolge ihren Grund. Innerhalb des Schuljahres markiert der Sommer eine Zäsur. Für die Schülerinnen und Schüler, aber auch für die Lehrerinnen und Lehrer geht ein intensives Schuljahr zu Ende. Man hat viel Neues gelernt, interessante Einblicke gewonnen, ist an Aufgaben gewachsen, an anderen gescheitert, ist weiser geworden und älter. Für manche bedeutet der Sommer das Ende einer ganzen Schulzeit. Nach den langen Ferien dann beginnt das neue Jahr. Man ist erholt, voller Motivation und Elan. Für manche fängt ein neuer Lebensabschnitt an. Der Sommer ist also Ende und Anfang, Abschied und Willkommen. Diesen Sommer ging Rektor Peter Stalder in Pension. Er war 36 Jahre lang Lehrer an der Kanti Hottingen, davon 18 Jahre in der Schulleitung. Das ist fast ein ganzes Leben für die Schule. Im Interview blickt er mit uns zurück auf diese Zeit, verrät, ob und wie sich die Schüler verändert haben, was früher wirklich besser war und was nicht, wie er die Kanti Hottingen in den acht Jahren als Rektor geprägt hat und wo er schon bald einen Mammutstosszahn zu finden gedenkt. Goethes Gedicht «Willkommen und Abschied» ist nach dem

ersten Erscheinen 1775 beinahe 36 Jahre später in seiner dritten und letzten Fassung erschienen. Das ist also auch fast ein Lebenswerk. Natürlich ist Peter Stalder nicht Goethe. Allein deshalb, weil er kein Literat ist. Trotzdem hat uns sein «Wort des Rektors» in dieser Zeitung während der letzten vier Jahre bestens unterhalten, zuweilen ein Kopfschütteln ausgelöst oder uns verärgert, aber uns doch immer wieder ein Lächeln abgerungen. Wir werden die zahlreichen Anekdoten, die flotten Sprüche, aber auch die ernstesten Worte und kritischen Kommentare vermissen.

An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei Peter Stalder bedanken – nicht nur für die Worte des Rektors, sondern vor allem für das Vertrauen, das er uns und unserer Arbeit entgegen gebracht hat, indem er uns beim Machen dieser Zeitung alle Freiheiten gewährt hat. Danke! Das war der Abschied. Das Willkommen geht an Daniel Zahno. Der ehemalige Prorektor hat die Nachfolge von Peter Stalder angetreten. Wir sind gespannt, wohin er die Kanti Hottingen führen wird, und wünschen ihm in seinem neuen Amt als Rektor alles Gute! Das Willkommen geht aber auch an Stephan Amstutz, der neben Hasi Suter neu als Prorektor unserer Schule amten wird. Auch ihm wünschen wir alles Gute! Das neue Schuljahr hat eben erst begonnen. Der nächste Abschied folgt frühestens in einem Jahr. Liebe Leser, welch ein Glück!

•



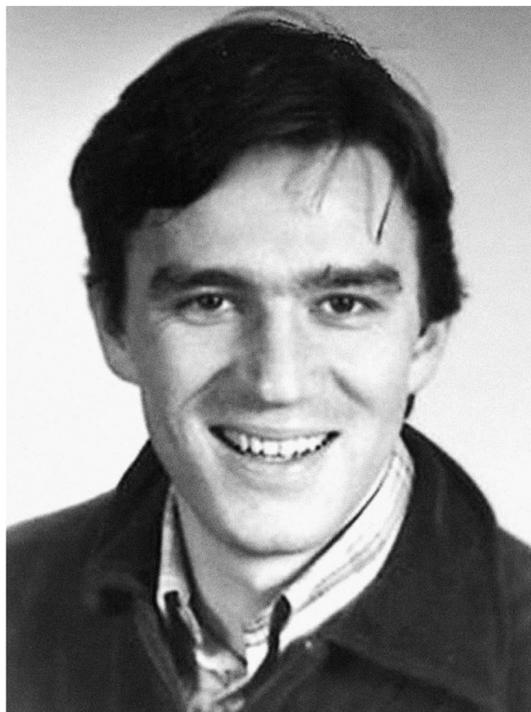
Redaktion
Bild oben: Sandra Nussbaumer
Bild unten: Barbara Ingold

Nina Vuckovic
G4d, Schuljahr 2009/10
«Ästhetik des Alltäglichen»



Der Traum vom Mammutstosszahn

Nach 36 Jahren im Schuldienst geht Rektor Prof. Dr. Peter Stalder in Pension.



Peter Stalder 1980, Bewerbungsfoto

te ich die Kiesgruben im Reuss- und im Seetal, über die ich für meine Dissertation geforscht habe, besichtigen. Dort wurden in den letzten Jahren immer wieder Stosszähne von Mammuts gefunden. Vielleicht finde ich ja auch einen.

Werden Ihnen der geregelte Tagesablauf und die Arbeit nicht fehlen?

Ich denke nicht, denn das wird sich von selbst wieder ergeben. Ich kann mir gut vorstellen, auch nach der Pensionierung gewisse Tätigkeiten auszuüben, Exkursionen leiten oder Reisen organisieren beispielsweise. Aber was ich sicher nicht machen werde, ist eine Beratertätigkeit anzunehmen, weder im Schulbereich noch sonst wo.

Sie waren insgesamt 36 Jahre lang Geografielehrer – würden Sie wieder Lehrer werden?

Ich wusste schon als Schüler, dass ich einmal Geografie studieren und dann Lehrer werden würde. Mein damaliger Geografielehrer, Fritz Schiesser, war mein Vorbild. Er hat mir einmal die Geografiesammlung der Schule gezeigt. Zwischen all diesen Steinen und Karten ist mir klar geworden, dass ich genau das wollte. Nach der Matura habe ich sofort begonnen zu studieren. So etwas wie ein Zwischenjahr gab es ja früher nicht. Während des Studiums habe ich festgestellt, dass es kaum Alternativen gibt zum Lehrberuf. Das ist heute anders. Es gibt für Geografiestudenten viel mehr Jobmöglichkeiten. Deshalb kann es sein, dass ich, wenn ich heute studieren würde, vielleicht einen anderen Weg einschlagen würde. Aber nicht, weil der Lehrberuf unattraktiv wäre, sondern weil es attraktive Alternativen gibt. Der Lehrberuf ist ein schöner Beruf.

VON SANDRA NUSSBAUMER

Peter Stalder, Hand aufs Herz: Was überwiegt, die Vorfreude auf die Pension oder die Wehmut angesichts dessen, was nun Sie nun alles zurücklassen müssen?

(Schmunzelt.) Es überwiegt ganz klar die Vorfreude auf diesen neuen Lebensabschnitt. Wehmütig bin ich nicht, wobei ich schon festhalten muss, dass es viele Erlebnisse gibt, an die ich mich sehr gerne zurückerinnern werde. Aber seien Sie beruhigt, ich werde nicht in eine Depression fallen.

Was haben Sie für Pläne?

Ich habe einige Pläne, und sehr verschiedene, doch in erster Linie möchte ich reisen. Es gibt viele Orte auf der Welt, die ich noch (einmal) bereisen möchte. Dazu gehören Island oder Alaska. Ausserdem werde ich schon bald mit meiner Frau nach Kanada fliegen, um den Indian Summer zu erleben. Und schliesslich habe ich eine längere Reise in die Antarktis, nach Patagonien und Chile geplant, die ich zusammen mit einem Freund – ohne Frauen – unternehmen werde. Darüber hinaus möch-

«DIE SCHÜLERINNEN UND SCHÜLER SIND EIN SPIEGEL FÜR EINEN SELBER.»

Was ist denn das Schöne daran?

Das Schöne am Lehrberuf ist die Arbeit mit jungen Menschen. Ich fand immer spannend, dass und wie man die Entwicklung der Jugendlichen mitträgt und mitverfolgen kann. Ausserdem sind die Schülerinnen und Schüler auch immer ein Spiegel für einen selber. Sie beobachten einen ganz genau. Sie wissen, welche Kleidung man liebt, welches Auto man fährt, ob man Vegetarier oder Fleischfresser ist. Und sie hören auch genau zu – obwohl man das manchmal kaum für möglich hält: Deshalb ist es immer wieder schön, die Sprüche meiner Kolleginnen und Kollegen in den Maturzeitungen zu lesen. Ich selbst habe zu Hause noch meine Agenda des letzten Schuljahres und habe dort fein säuberlich einige Zitate meiner Lehrerinnen und Lehrer notiert. Diese hier auszubreiten, würde den Rahmen aber wohl sprengen.

Von älteren Generationen wird die Jugend oft sehr kritisch beäugt. Wie sehen Sie das?

Das sind Jugendlichen früher viel anständiger waren, mehr Respekt hatten, weniger Probleme machten, meinen Sie? Ach, das stimmt doch nicht! Im Gegenteil, ich glaube, früher waren wir schlimmer als die Jugendlichen heute. Jedenfalls ist mir eine Geografie-Exkursion in lebhafter Erinnerung, auf der

Worauf führen Sie das zurück?

Das ist schwierig zu sagen. Ich stelle einfach fest, dass sich das Umfeld rund um die Schule stark verändert hat. Da ist einerseits das Freizeitangebot, das eigentlich kein Angebot mehr ist, sondern auch ein Soll, das es zu erfüllen gilt, und andererseits die Social Media. Die Jugendlichen sind immer unter Strom – und am Gerät – permanent alert. Das hat einen massiven Einfluss auf die jungen Menschen, auf ihren Fokus, auf ihre Wahrnehmung, auf ihre Aufmerksamkeit.

Würden Sie wieder Schulleiter werden?

Sofort. Als ich vor 18 Jahren Prorektor wurde, lag mir die Schulentwicklung sehr am Herzen. Nach 15 Jahren im Lehrberuf habe ich begonnen, mich zu fragen, was wir den SuS an unserer Schule noch vermitteln müssten neben den eigentlichen Fachinhalten. Der damalige Rektor hat immer gesagt, wir seien die beste Schule Westeuropas. Als wir Ideen sammelten für das Thema einer internen Weiterbildung, habe ich diese Aussage bewusst hinterfragt. «Sind wir wirklich die beste Schule Westeuropas?» habe ich provozierend gefragt. So kam es, dass wir begonnen haben, uns zu fragen, was wir tun müssten, um dies sein zu können. Als eine der ersten Schulen im Kanton haben wir in der Folge ein Leitbild formuliert. Engagierte Lehrpersonen haben den Akzent Ethik/Ökologie erfunden. Es gibt neben dem Curriculum also durchaus noch etwas, das wir den SuS vermitteln müssen. Und diese Arbeit fand und finde ich äusserst spannend.

«WIR WAREN FRÜHER SCHLIMMER ALS DIE JUGENDLICHEN HEUTE.»

Gab es für Sie als Schulleiter in den vergangenen Jahren Veränderungen?

Ja, die Rahmenbedingungen, die wir von der Bildungsdirektion gesteckt bekommen, haben sich massiv verändert. Die Einflussnahme auf die Schulen hat sich extrem verstärkt. Da sind zum einen Projekte, die durchgeführt werden müssen – beispielsweise das selbstorganisierte Lernen (SOL) oder das europäische Sprachenportfolio (ESP), von dem heute kaum jemand mehr spricht –, zum anderen ist das das finanzielle Korsett, das immer enger geschnürt wird. Ich erinnere mich an die 90er-Jahre und den damaligen Bildungsdirektor Ernst Buschor. Er war zwar nicht unumstritten, aber für die Mittelschulen war die Ära Buschor positiv. Unter ihm

erhielten die Mittelschulen ihre Teilautonomie. Ausserdem war Geld vorhanden, eigene Projekte wurden unterstützt, was natürlich positiv zur Schulentwicklung beitrug. Das ist heute nicht mehr so. Der Gestaltungsspielraum ist viel kleiner geworden, trotz der Teilautonomie.

Und was haben Sie als Schulleiter an der Kanti Hottingen bewirken können?

In den zehn Jahren als Prorektor waren die Wirkungsmöglichkeiten noch nicht so gross, man ist ja «nur» Prorektor. Doch in den folgenden acht Jahren als Rektor habe ich das Profil der Schule massgeblich geprägt und die Schule in der Bildungslandschaft Zürich sehr gut positioniert.

Wie sehen Sie die Zukunft der Kanti Hottingen?

Es ist schwierig zu sagen, was die Zukunft bringen wird. Sicher ist jedoch, dass einige Herausforderungen bevorstehen. Eine davon ist die neue Kantonsschule, die schon bald in Uetikon gebaut werden soll. Da müssen wir konkurrenzfähig sein, ein attraktives Angebot bieten. Das geht nur mit sehr guten und engagierten Lehrpersonen. Eine weitere Herausforderung wird die finanzielle Situation des Kantons Zürich bleiben.

Wenn Sie auf die letzten Jahre als Schulleiter zurückblicken, was waren die grössten Ärgernisse?

Unter dem Strich gab es wenige wirkliche Ärgernisse, aber es gab welche. Das Projekt «Führung und Organisation der Mittelschulen» beispielsweise begann für mich unter ungünstigen Vorzeichen, weil mir mein Auftrag völlig unklar blieb. In der Meinung schon beim Projektbeginn eine Schulstrategie formulieren zu müssen, machte ich mich zusammen mit der Schulkommission und einer externen Beraterin ans Werk. In einem Nachmittag formulierten wir die wesentlichen Leitlinien unserer viel zu langen Strategie. Dass die Schulstrategie das Ergebnis des Projektes hätte sein sollen, wurde mir erst nach etlichen Wochen Arbeit und dem Erhalt einer Muss-Liste, welche von einem anderen Schulleiter zugesteckt erhielt, klar. In diesem Fall galt mein Ärger wohl beiden Seiten, mir selber und der Projektleitung der Bildungsdirektion.

Na, wenn das das einzige Ärgernis war...

Natürlich gab es auch noch andere und leider auch wiederkehrende; Lehrpersonen, die ziellos unterrichten zum Beispiel. SuS sind grundsätzlich bereit etwas zu leisten. Sie wollen etwas lernen und sind begeisterungsfähig. Dem sind wir verpflichtet Rechnung

zu tragen. Das ist unser Beruf. Wenn das nicht oder nur halbpatzig gemacht wird, dann hat das auch einen Einfluss auf unser Image.

«DIE EINFLUSSNAHME AUF DIE SCHULEN HAT SICH EXTREM VERSTÄRKT.»

Und was waren die Highlights?

Das grösste Highlight ist das, was ich zusammen mit meinen Kolleginnen und Kollegen aus der Kanti Hottingen habe machen können, vor allem im Bereich des Gymnasiums mit den verschiedenen Akzenten. Darauf bin ich stolz. Auch die unternehmerischen Tätigkeiten unserer SuS mit den Mini-Unternehmungen führten zu einigen Highlights während meiner Amtszeit. Eine Mini-Unternehmung mit dem exotisch klingenden Namen SARAB, die Fruchtsäfte produzierte, wurde zum europäischen Wettbewerb nach Bodö in Norwegen eingeladen. Da der Wirtschaftslehrer die Gruppe nicht begleiten konnte, übernahm ich diese Aufgabe zusammen mit Prorektor Suter. Die Schüler unter der Leitung ihres CEO Dominique Jaussi hatten alles generalstabsmässig vorbereitet und verpackt – wir waren beeindruckt. Der Erfolg im Wettbewerb hielt sich zwar in Grenzen, die Schlauchbootfahrt mit dem Speedboat und die Erkältung, die ich mir im hohen Norden eingefangen hatte, bleiben aber in besserer Erinnerung. Und schliesslich gab es in den letzten Wochen in meinem Amt unvergessliche Momente mit vielen schönen Überraschungen, zum Beispiel die Verabschiedungsveranstaltung mit allen SuS in der Jokerstunde. Das hat mich sehr gefreut!

LÜ16

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON PETER STALDER

Die Katze mit dem technokratisch anmutenden Namen LÜ16 (Leistungsüberprüfung 2016) ist nun aus dem Sack: Die Schulleiter der Mittelschulen wissen seit einigen Wochen, wo künftig zu sparen ist, nachdem wir zu Jahresbeginn versucht haben, mit Podiumsdiskussion, Unterschriftensammlungen und Strassenaktionen den Eltern und der Öffentlichkeit unser Unbehagen angesichts der drohenden Sparmassnahmen darzutun. Erwartungsgemäss haben unsere Aktionen wenig gefruchtet: Keine der Massnahmen, welche durch die Schulleiterkonferenz dem Mittelschul- und Berufsbildungsamt zum Thema «Sparen» vorgeschlagen wurde, hat bei der Bildungsdirektion Gehör gefunden. Wenn an meinem Haus der Wind einige Ziegel vom Dach geblasen hat, lasse ich jeweils den Fachmann, einen Dachdecker, kommen, der die Sache wieder in Ordnung bringt. Offenbar sind Rektoren im Bereich der Bildung zu wenig kompetent, um hier mit ihren Vorschlägen bei der Obrigkeit durchzudringen.

Bis anhin hatten Deutsch- und Fremdsprachenlehrpersonen bei einem 100%-Pensum eine Stundenverpflichtung von 22 Lektionen pro Woche. Diese Stundenverpflichtung wird künftig auf 23 angehoben, was bei Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaftlern oder Wirtschaftslehrpersonen seit Jahren Usus ist. Lehrpersonen für Bildnerisches Gestalten, Sport oder Musik haben ihrerseits noch höhere Pensumverpflichtungen, obwohl sie mittlerweile auch Korrekturarbeiten erledigen müssen. Die Ungleichverteilung bleibt.

Klassen der Langgymnasien besuchen während drei Wochen in der Unterrichtszeit die Hauswirtschaftsschule. Beschult eine Lehrperson unglücklicherweise eine solche Klasse, fallen ihr logischerweise Lektionen aus: Diese werden künftig nicht mehr entschädigt. Auch diese Massnahme ist eigentlich nachvollziehbar und für fast jedermann verständlich. Der oder die Gelackmeierte im Umzug ist also die Lehrperson, welche an einem Langzeitgymnasium beispielsweise Französisch unterrichtet. Schliesslich wird der Personalbestand in den Mediotheken um einen Viertel heruntergefahren, was für die Kanti Hottingen bedeutet, dass die Mediothek während drei Halbtagen pro Woche geschlossen bleiben muss.

Als Mitglied der Schulleitung habe ich mich oft gefragt – und in den letzten Jahren immer öfter: «Worin besteht eigentlich die Teilautonomie der Mittelschulen?» Sowohl Bildungsrat als auch das Mittelschul- und Berufsbildungsamt nehmen zunehmend direkt Einfluss auf gewisse Abläufe und Inhalte im schulischen Alltag. Die Idee, den Schulen Ziele vorzugeben, ihnen die notwendigen Ressourcen und Freiräume zur Verfügung zu stellen und sie den Weg zum Ziel selbst finden zu lassen, sollte die Kultur an den einzelnen Schulen fördern und die Schulleitung in ihrer Führungstätigkeit stärken. «Führen» und «Verwalten» sind zwei grundsätzlich unterschiedliche Tätigkeiten. Geführte Schulen entwickeln sich weiter, verwaltete Schulen bleiben stehen.



Dr. Peter Stalder, Rektor

Da ich mich vor einiger Zeit entschlossen habe, jetzt in Pension zu gehen, werde ich von allen Seiten gefragt: «Was machsch dänn nachhär?» Ich weiss das eigentlich nicht so genau; sicher werde ich nicht ins grosse, schwarze Loch fallen, welches mir von einigen wohlmeinenden Zeitgenossen prophezeit worden ist. Ich werde endlich kochen lernen – bisher tat ich das nur in meiner Jugendzeit im Pfadilager –, meine Kiesgruben im See- und Wynental wieder einmal mit *mente et malleo* (mit Geist und Hammer) begehen, alle Ausschneidebogen, welche ich von den Schülerinnen und Schülern zum Abschied geschenkt bekommen habe, bearbeiten, eine Tonkugel mit einem Mosaik der Erdoberfläche bekleben, meine Modelleisenbahn ausbauen, mit meiner Frau den Indian Summer in Kanada geniessen, mit einem Kollegen die Antarktis und die Atacama-Wüste unsicher machen, sobald der Aetna wieder einmal ausbricht, sofort nach Catania reisen, ... Noch Fragen?

Von Zeit zu Zeit setze ich mich aber in aller Ruhe auf ein Bänkli am Übergang von Neftenbach nach Buch am Irchel, schaue nach Nordosten in die Schwäbische Alb und zu den erloschenen Vulkanen im Hegau, nach Süden in die Alpen zum leider eisfreien Vrenelsgärtli. Vielleicht wage ich aber auch einen Blick nach Hottingen, um zu sehen, ob es wieder ein paar Ziegel vom Dach genommen hat.

Es war eine schöne Zeit an der Kanti Hottingen, danke! Aber jetzt ist Schluss – ich bin raus.

•

Die neue Schulleitung

Rochade und ein neuer Prorektor – die operative Spitze der Kantonsschule Hottingen wird neu zusammengesetzt: Die drei Schulleiter und ihre Aufgabenbereiche.

Rektor
Daniel Zahno

Gesamtleitung, Bildungsangebot Gymnasium, Personelles, Finanzen, Qualitätsentwicklung, Betreuung 3. und 4. Klassen des Gymnasiums

Prorektor
Hans Suter

Aufnahme- und Abschlussprüfungen, Arbeitswochen, Schulreisen, Studienwochen, Exkursionen, Urlaubs- und Absenzenwesen für alle SuS, Hausdienst, Infrastruktur, Bauten, Prävention, Betreuung 1. und 2. Klassen des Gymnasiums

Prorektor
Stephan Amstutz

Bildungsangebot HMS und IMS, Informatik, Anlässe und Veranstaltungen, Schülerorganisation, Betreuung aller HMS- und IMS-Klassen

Startup in der Schweiz – ein Langstreckenlauf

Auf dem Weg zum eigenen Startup braucht es eine innovative Idee, eine grosse Portion Mut und einen langen Atem.

VON VERENA STAUFFACHER

Am Anfang steht eine innovative Idee. Doch wie wird daraus ein erfolgreiches Unternehmen? Dass der Weg zum eigenen Startup steil und hindernisreich ist, erfuhren die Schülerinnen und Schüler am letzten «Forum KSH» des Schuljahres von Prof. Dr. Detlef Günther, Vizepräsident ETH, von Moritz Haag, Doktor in Chemie und Pioneer Fellow der ETH Zürich, sowie von Thomas Lehmann, Ehemaliger der Kanti Hottingen und Geschäftsführer des Startups «Zum guten Heinrich».

Als er vor gut 20 Jahren an die ETH gekommen sei, habe dieses Kürzel für ihn «Eigene traumhafte Hochschule» bedeutet, beschreibt Detlef Günther seinen Einstieg in den Forschungsbetrieb der wohl renommiertesten Schweizer Bildungsstätte. Inzwischen habe er gelernt, dass die Schweiz in der Innovation weltweit ein Leader sei, wozu die KMUs und das schweizerische Bildungssystem mit seiner Durchlässigkeit extrem viel beitragen, aber natürlich auch die Forschung und die Lehre auf höchster Stufe. Technologiefirmen würden sich gerade hier ansiedeln, um die Talente für ihre Innovationen zu finden.

Pioneer Fellowships für innovative Geister
Konkret belegt Günther die führende Stellung der ETH in Innovation und Forschung unter anderem mit der Aussage von Chris Anderson, einem der weltweit führenden Koryphäen in der Robotik, der die Schweiz kürzlich als das «Silicon Valley der Robotik» bezeichnete. Dieser Ruf kommt nicht von ungefähr, unterstützt doch die ETH innovative Projekte, die zukunftssträftig scheinen, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. «Wer eine zündende Idee hat, steht normalerweise vor dem «Tal des Todes», weil niemand Mittel zur Verfügung stellen will, um sie von

Das Förderprogramm der ETH beschränkt sich nicht nur auf Informatik und Kommunikationstechnologie, sondern dehnt sich auf die weiteren ETH-relevanten Bereiche aus, etwa auf Biotechnologie, chemische Prozesse, medizinische Geräte, Maschinenbau, Luftfahrttechnik, Mikro- und Nanotechnologie usw. Ab 1996 bis 2015 wurden so rund 330 Firmen gegründet. 92,5% davon waren fünf Jahre nach der Gründung noch immer im Geschäft; für einige fanden sich Käufer, die Beträge zwischen 190 und 320 Mio. Franken bezahlten.

Von der Grundlagenforschung zur Idee

Als konkretes Beispiel für ein erfolgreiches ETH-Spin-off nennt Detlef Günther die Firma Teralytics, die anonymisierte Handysignale von Telecomanbietern aus der ganzen Welt sammelt und analysiert und damit das Bewegungsverhalten der Bevölkerung auswerten kann. Dieses Tool ist weltweit gefragt, etwa für Städte- und Verkehrsplanungen oder für die Analyse von Pendler- und Kundenverhalten. Dieses und weitere Beispiele aus den unterschiedlichsten Bereichen kommentiert der ETH-Vizepräsident so: «Darin liegt die Kreativität: aus bestimmten Grundlagenforschungen Ideen entwickeln und dann aus der ganzen Bandbreite jene herauspicken, die interessieren.»

Bei all den Spin-off-Aktivitäten steht für die ETH die Schaffung von Arbeitsplätzen in der Schweiz im Vordergrund. Dass dabei – sozusagen als Nebeneffekt – kreative junge Leute auch reich werden könnten, sei zwar erfreulich, aber nicht das Hauptziel. Um erfolgreicher Unternehmer zu werden, reiche eine gute Idee alleine nicht aus. Es brauche ein solides Grundlagenwissen, Vertrauen in sich selber, die Neugierde fürs Entdecken und Erforschen, eigenen Antrieb und sehr viel Fleiss und Durchhaltevermögen. Wenn man verliere, müsse man immer einmal mehr aufstehen als hinfallen. Denn: «Der Markt wartet nicht auf Sie, er ist nicht immer freundlich.»

Geld kann nicht die Motivation sein

Im Vergleich zur Startup-Kultur anderer Länder sieht Günther die Schweiz als «Langstreckenläuferin». Will heissen, sie ist nicht das Pflaster für schnellen Erfolg: «Es dauert alles etwas länger, ist aber dafür besser überlegt und vor allem nachhaltig.» Das

Ökosystem der Hochschulen sei hierzulande in den letzten zwanzig Jahren sehr kompetitiv geworden, hingegen fehlten da und dort noch optimale Rahmenbedingungen. Die Steuerpolitik etwa sei nicht dazu angetan, die Firmen hier zu behalten, und es fehlten in Europa generell Venture Capitalists mit der Risikobereitschaft, bedingungslos grosse Summen in vielversprechende Projekte zu investieren. «Wir sollten aber aufhören, uns mit dem Silicon Valley oder überhaupt den USA zu vergleichen, sondern uns auf das konzentrieren, was hier möglich ist», rät Günther. Zudem dürfe die Forschung nicht monetär nach dem Prinzip «Was verdiene ich damit?» abgerechnet werden. Die Motivation müsse stets die Suche nach dem sein, was hinter einer Sache stecke, und nicht das Geld. Gefragt sind also Talente, die primär Forschungserfolge suchen.

Neuer Zugang zur Chemie

Moritz Haag ist eines dieser Talente und zurzeit in der Hälfte seiner Pioneer Fellowship. Die von ihm entwickelte Software gibt «einen völlig neuen Zugang zur molekularen Welt der Chemie», welche vor allem Unternehmen der chemischen Industrie nutzen können. Die Herstellung neuer Materialien bedingt nämlich den Umbau und die Kombination von Molekülen. Für den Menschen ist es nur möglich, solchen Veränderungen mit komplizierten Experimenten auf die Spur zu kommen, was lediglich ein indirektes Verständnis der Vorgänge erlaubt. Das von Haag entwickelte Tool ermöglicht es nun,



virtuell direkt mit Molekülen zu interagieren, sie anzufassen und zu manipulieren, also im wahrsten Sinne des Wortes zu fühlen, was das Molekül möchte und wie es auf Interventionen reagiert. Dank einem haptischen Gerät spürt der Anwender physisch, welche Kraft auf die einzelnen Atome im Molekül gerade wirkt. Gleichzeitig gibt ein innovativer Rechner im Hintergrund sofort ein Feedback zur vorgenommenen Manipulation. Das Tool ermöglicht deutlich beschleunigte und günstigere Entwicklungsprozesse. Auch die Lehre wird davon profitieren, lässt sich damit doch ein ganz anderes Verständnis für Reaktivität generieren. Momentan ist Haag dabei, das Projekt bei Firmen, Universitäten und Schulen zu präsentieren. Schwierig dabei ist, die Möglichkeiten der Innovation mit den Kundenbedürfnissen in Einklang zu bringen, damit aus dem einstweiligen Prototyp ein Produkt entsteht, das sich verkaufen lässt.

Konkurrenz unter den Pioneer Fellows kennt Haag nicht, seien sie doch alle auf ganz unterschiedlichen Gebieten engagiert. Kein Haifischbecken also, es herrsche ein freundschaftlich-unterstützendes Klima. Seine Motivation für den Weg zum Unternehmer beschreibt der Chemiker so: «Man sieht plötzlich, dass sich mit einem solchen Tool Dinge komplett ändern lassen, und überlegt, dass andere auf diesem Gebiet Tätige es ebenfalls nutzen könnten und was das freisetzen würde. Meine grösste Motivation ist es, damit aus den Tiefen der theoretischen Chemie herauszukommen und die neuen

Möglichkeiten für möglichst viele andere nutzbar zu machen.» Sein nächstes Ziel ist es, jetzt, acht Jahre nach Entstehen der Idee, genügend zahlende Kunden zu finden. Wenn das gelinge, werde das Projekt zum Business. «Mein Projekt wird den Zugang zur Chemie komplett ändern», ist Haag überzeugt. Sollte er im Rahmen der Pioneer Fellowship wider Erwarten nicht erfolgreich sein, würde er versuchen, mit der Weiterentwicklung an anderer Stelle weiterzufahren.

Ein Herz für Aussenseiter

Einen ganz anderen Weg in die Selbstständigkeit hat der ehemalige KSHler Thomas Lehmann eingeschlagen. Nach fünf Jahren Volkswirtschaftsstudium hat er es sich mit seinem Startup «Zum guten Heinrich» zusammen mit drei Geschäftspartnern zum Ziel gesetzt, «der nachhaltigste Caterer der Schweiz zu werden.» Die vier stören sich daran, dass tonnenweise Gemüse, dessen Äusseres nicht den Ansprüchen der Kunden entspricht, bei den Bauern liegenbleibt. Solches «Aussenseitergemüse» beschaffen sie bei lokalen Produzenten, verarbeiten es zu leckeren Gerichten und bringen es in Mehrweggläsern mit Lastenfahrrädern unter die Leute. Letzten Sommer diente ein Food-Bike nicht nur als Transportmittel, sondern liess sich in einen Stand umbauen, der an zwei Standorten in Zürich und einem in Bern das Geschäft lancierte. Ein Business-Experiment sei es gewesen, um zu sehen, ob die Leute die Produkte überhaupt kaufen würden, so Lehmann.

Die Jungunternehmer mussten feststellen, «dass es sehr, sehr schwer ist, in der Gastronomie, im Mittags- beziehungsweise im Take-away-Geschäft überhaupt Geld zu verdienen, obwohl wir unseren Businessplan hauptsächlich darauf ausgerichtet hatten.» Hingegen liess sich das Catering-Geschäft, das sie auf einen Kundenwunsch hin aufgenommen, ihm aber nicht viel Potenzial beigemessen hatten, sehr gut an. Lehmanns Fazit aus dieser Erfahrung: «Sobald man den bezahlenden Kunden hat, hat man auch das Feedback, dass die Geschäftsidee funktionieren kann.»

Nachhaltigkeit ist gross geschrieben

Mit den Catering-Auftritten gelingt es ihnen auch, ihre Nachhaltigkeitsphilosophie einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren, profitieren sie doch vom Multiplikator-Effekt: Mit einem einzigen Auftrag erreichen sie viele Leute, die damit auf die Food-Waste-Problematik aufmerksam werden. Geliefert wird immer per Velo (also CO₂-neutral), Plastikgeschirr und -besteck sind tabu.

Einige Umstände und Finanzprobleme zwingen sie zu einer Winterpause, die sie auch dafür nutzten, ihr Konzept und die Strukturen auf das neue Geschäftsmodell anzupassen. Damit wird das Angebot für den Kunden attraktiver, die eigenen Kosten jedoch sinken. Jetzt stehen sie am Start für eine gewinnbringendere Neuaufgabe ihres Unternehmens. Zwar hat sich die Idee des Food-Standes zerschlagen, doch der unerwartete Erfolg des Caterings bringt Thomas Lehmann zum Schluss: «Bei einem Startup muss man offen bleiben für andere Gelegenheiten und sie wahrnehmen, wenn sie sich bieten.» Momentan kommt der «gute Heinrich» ohne Marketing aus, die Kunden melden sich von selbst, im letzten Herbst sogar in einem Umfang, der kaum zu bewältigen war. Sollte der Erfolg weiter anhalten, steht eine Expansion in andere Städte zur Diskussion. Das Ziel, ausschliesslich vom eigenen Umsatz leben zu können, sei noch nicht ganz erreicht, bis Ende Jahr sollte es aber so weit sein, blickt der 26-Jährige hoffnungsvoll in die nähere Zukunft.

Kopieren erlaubt

Auch wenn sie kein Hightech-Startup sind, gehen die Junggastronomen auf ihrem Gebiet neue Wege. Direkte Konkurrenz fürchten sie nicht, denn die am ehesten vergleichbaren Angebote aus dem Food-Waste-Bereich seien spezifisch «von Ökofreaks für Ökofreaks» gedacht, sie aber wollten die breite Masse ansprechen und den goldenen Mittelweg zwischen Nachhaltigkeit und dem Eingehen auf Kundenwünsche finden. Herkömmliche Caterer andererseits würden ihr Geschäft alles andere als nachhaltig betreiben und die Grundidee des «guten Heinrichs» deshalb ebenso wenig konkurrenzieren. «Wenn andere unsere Idee kopieren, kann uns das im Übrigen nur recht sein, denn das belebt den Markt und verbreitet unser Anliegen weiter. Wir aber bleiben dabei noch immer das Original», so Lehmann selbstbewusst.

Wünsche und Erkenntnisse

Für die Schweiz wünscht sich Detlef Günther generell eine höhere unternehmerische Risikobereitschaft und für die Schülerinnen und Schüler, dass einerseits Informatik als obligatorisches Fach in die Lehrpläne aufgenommen wird und dass sie mit Mut und Glauben an sich selbst nach dem suchen, was ihnen wirklich Freude macht. Ähnlich Moritz Haag, der erklärt: «Ich will ein Startup machen! Ist kein Berufswunsch.» Es gelte die Optionen zu testen und dann den passenden Weg einzuschlagen. Thomas Lehmann setzt einen Schlusspunkt, der an der Kanti Hottingen gerne gehört wird: «Ich habe hier vieles gelernt, das ich bei meiner heutigen Tätigkeit anwenden kann. Auch Dinge, die mir im Studium nie mehr begegnet sind; umso besser, dass ich sie schon vorher mit auf den Weg bekommen habe.»

«Am Strand» / Figürliches Modellieren



Daniel Düringer (G4e)

Fach Bildnerisches Gestalten

Die Schülerinnen und Schüler des Ergänzungsfachs haben sich auf unterschiedliche Art mit dem Thema des figürlichen Modellierens beschäftigt und dabei die Proportionen und Anatomie des menschlichen Körpers studiert.

Lügen haben lange Beine

Susanna Rosati inszeniert mit Jugendlichen ein Lehrstück über die fatalen Folgen von Gerüchten.



Camilla Weder und Maria Kattner

VON MARTIN STRAUSS

Gespannt sass man da und wartete, bis der Vorhang sich öffnete und eine Welt sichtbar wurde, die man glaubte zu kennen, obwohl sie historisch weit zurückliegt: Sind wir in Schottland um 1800 oder im Jahr 1934 in den Vereinigten Staaten – oder doch in der Aula der Kanti Hottingen?

Das damals am Broadway fast 700 Mal in Serie aufgeführte Theaterstück «The Children's Hour» von Lillian Hellman spielt jederzeit, das zeigt uns die Hausregisseurin Susanna Rosati auch dieses Jahr mit ihren alles gebenden jungen Schauspielern aufs eindrucklichste. Das Stück aus den Dreissigerjahren über

den fatalen Einfluss von übler Nachrede geht nach rund 80 Jahren noch immer unter die Haut. Als Zuschauer spürt man deutlich, dass niemand je ganz sicher ist, dass ihm nicht grosser Schaden entsteht, wenn Unwahrheiten über ihn verbreitet werden, denn zur Verbreitung von Lügen finden sich immer und überall genug Leute, die sich zu lange keinerlei Schuld bewusst sein wollen.

In der Gerüchteküche

Lillian Hellman rückt das Tabu der gleichgeschlechtlichen Liebe ins Zentrum des Geschehens: Zwei von Camilla Weder und Maria Kattner verkörperte junge Lehrerinnen eines Mädchenpensionats werden von Mary, einem Teufel mit Engels Gesicht, den wohl niemand besser gespielt hätte als Illona Echenard, völlig aus der Bahn geworfen. Mary, das ungeliebte Problemkind der Schule, welches sich ständig über diffuse Herzscherzen beklagt und notfalls in Ohnmacht fallen kann,

verdächtigt die zwei jungen Frauen Karen und Martha, eine Beziehung miteinander zu haben, obwohl die eine davon mit Dr. Joseph Cardin bereits einen (von Maxim Wyrch sehr glaubwürdig gespielten) Verlobten hat. Durch reine Bosheit einer sich naiv gebenden Schülerin, welche sich von ihrer schamlosen Lüge erhofft, nicht mehr ins Internat zurückgehen zu müssen, wird viel, ja zu viel zerstört: In der Gerüchteküche wird vor allem weiblicherseits eifrig gekocht, die Töpfe laufen schnell über und das Unheil nimmt unaufhaltsam seinen üblichen, im vorliegenden Fall einen höchst üblen Lauf. Das Resultat stimmt mehr als nachdenklich: Die noch junge Liebe zwischen Joseph und Karen ist trotz dem beispielhaften Verständnis des Verlobten, das jedoch auch nicht über alle Zweifel erhaben ist, nicht mehr zu retten. Karen, die von Martha erfährt, dass diese sie liebt, wovon sie selbst nicht die geringste Ahnung hatte, löst das Bündnis mit Joseph schweren Herzens



Ebony Mäder, Corina Rahn und Seraina Casanova (sitzend) Annina Egger (stehend)

wir, anstatt dass wir endlich lernen würden, unsere moralischen Scheuklappen abzulegen. Weg mit den Wänden, mit den vorschnellen Vorurteilen! Das müsste doch längst unsere Devise sein; doch die einschränkenden Wände, unsere Scheuklappen, werden nicht aus dem Weg geräumt, die jungen Schauspieler verschieben höchstens mal einzelne Wände oder schlängeln sich spielerisch zwischen ihnen hindurch, was uns der Lösung jedoch nicht näher bringt.

Theater im Theater: Lily Mortars Auftritt, ein Bravourstück in Sachen Schauspielkunst Munter wird das Schulgeschehen beredet und hin und wieder auch besungen; eine Jugendliche hat Angst vor einer Lateinprüfung, weil sie die Verben und ihre Formen noch immer nicht im Schlaf beherrscht, andere interessieren sich weit mehr für das andere Geschlecht als für den trockenen Schulstoff und können es kaum erwarten, endlich mal zu zweit allein zu sein...

Zu einem den Rahmen sprengenden Auftritt kommt es, wenn Annina Egger auf den Hottinger Brettern steht. Als Marthas leichtlebige Tante und sichtbar selbstverliebte Spezialistin in Sachen Theater betritt Lily Mortar die Bühne und setzt sich so gekonnt, aber auch höchst exaltiert in Szene, dass das Publikum aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Sie zieht, auch wenn sie nicht im Zentrum des dramatischen Geschehens steht, die ganze Aufmerksamkeit auf sich, denn als Zuschauer bekommt man schnell den Eindruck, da wisse jemand, worum es beim Theaterspielen, von dem sie ständig spricht, geht. Dass ausgerechnet diese Figur dann beim alles entscheidenden Prozess rund um die üble Nachrede wegen homosexueller Liebe durch Abwesenheit glänzt und dadurch die beschuldigten Lehrerinnen feige

im Stich lässt, überrascht zwar nicht wirklich, enttäuscht aber doch. Die grossartige Darstellerin dieser zunehmend fragwürdigen Figur, die nur grosse Töne spuckt, enttäuscht hingegen überhaupt nicht.

Pausen, die dem Publikum Zeit zum Nachdenken lassen

Und auch was die anderen Protagonisten boten, enttäuschte nie. Viele liefen zu einer beachtlichen Höchstform auf, bewegten sich, wie es sich für ihre Rollen gehörte, sangen lauthals im Chor, zeigten auch, dass sie pantomimisch einiges können, und schafften es, was ja bekanntlich besonders schwierig ist, dass selbst dann, wenn nicht gesprochen wurde, eine Spannung im Raum lag, die man hautnah spürte. Die Pausen zwischen den einzelnen Worten bekamen eine Bedeutung, die dem Publikum Zeit liess, um selbst über Lügen und ihre verheerenden Folgen nachzudenken und um mitzufühlen, wie Marthas Lage immer aussichtsloser wird. Wie eindringlich diese Figur von Maria Kattner in ihrem passenden, ganz schlichten Kleid in unauffälligen Beige- und Brauntönen verkörpert wird, wird wohl niemand so schnell wieder vergessen. Ihr und vielen anderen bei ihrem intensiven Spiel, das immer ernster wurde, zuzusehen und zuzuhören, war beklemmend. Die eingangs noch häufigen Lacher blieben einem schliesslich, wie dies unser neuer Rektor Daniel Zahno in seiner kurzen Würdigung treffend gesagt hat, nur noch in der Kehle stecken. Es wurde immer stiller im Saal, man hörte nur noch den Besen des putzenden Butlers George, der als stiller Beobachter wohl den «besseren Durchblick» hatte als all jene, die am Geschehen aktiver beteiligt waren, was Felix Kübli, der von Kopf bis Fuss perfekt angezogene Darsteller dieser eher kleinen Rolle, im Programmheft selbst festgehalten hatte.

Nur das Halstuch blieb zurück

Es gäbe noch so vieles zu sagen, grosses Lob wäre vom bewusst einfach gehaltenen Bühnenbild bis zu den vielen durch und durch gelungenen Plakaten an so viele Adressen zu richten – und die übliche Theaterkritik verstummt angesichts einer so überzeugenden Leistung von Schülern, die sich neben all dem, was die Schule ihnen Tag für Tag abverlangt, noch so viel Zeit für ihre Leidenschaft nehmen.

Zahlreiche Szenen werden bestimmt nicht nur mir noch lange im Gedächtnis haften bleiben: Zum Beispiel die Auftritte, in welchen sich die Jungs augenzwinkernd vielleicht zu früh über ihren vielversprechenden Erfolg bei den Mädchen freuen, oder die Szene, in der die Mädchen in ihren adretten Röckchen im Kollektiv der Reihe nach kollabieren, und jene Szene mit dem unscheinbaren Gedicht Der kleine Garten des Herrn Ming von James Krüss, in dem das ganze Geschehen in wenigen Versen auf den Punkt gebracht wird. Mit einem persönlichen Highlight möchte ich meine Besprechung abrunden: Es handelt sich um die Stelle mit Marthas Halstuch, von dem sie sich kurz vor Schluss langsam befreit, um es sanft auf einen grauüberzogenen Stuhl zu legen, bevor sie sich hinter der Kulisse umbringt. Nur das Halstuch bleibt zurück; es bleibt gleichsam auf einem symbolisch aus Stühlen zusammengesetzten Sarg liegen, bis sich der Vorhang über dem traurigen Ende einer grossen Liebe, die an den Vorurteilen der Gesellschaft zerbrach, senkt.

Das Heimkommen ist genauso wichtig wie das Weggehen...

Mit Rotary Youth in Südafrika



Hole in the wall (Transkei, Südafrika)

VON ISABEL PERSCHAK (G4B)

Ein Austauschjahr wollte ich schon, seit ich 10 Jahre alt bin, machen. Im Sommer 2012 war es dann soweit, mich definitiv für den Bewerbungsparcours anzumelden: Diverse Motivationsschreiben, Tests und medizinische Check-ups später landete ich im Sommer 2013 in der Hafenstadt East London an der Südküste Südafrikas...

Zu Beginn bedauerte ich es, nicht in Cape Town zu sein, aber nach einer Weile und mehreren Besuchen der Westküste wurde mir klar, dass East London gerade wegen dem fehlenden internationalen Tourismus zwar nicht so modern wie Cape Town ist, dafür aber viel ursprünglicher.

Mit der Organisation Rotary Youth wird ein Austauschjüher absichtlich in drei bis vier verschiedenen Gastfamilien untergebracht, damit man mehrere Familientraditionen kennenlernen kann. Ich hatte drei extrem freundliche, aber dennoch sehr unterschiedliche Familien. Sie alle nahmen mich auf wie ihr eigenes Kind und zeigten mir ihre Welt. Da nicht nur diese drei Familien mich hosteten, sondern ihr ganzer Rotary Club, hatte ich

auch Kontakt zu vielen anderen Familien, die mir an den Wochenenden und in den Ferien weitere Ecken Südafrikas zeigten.

Das wohl grösste Privileg meines Austauschjahres war der Besuch der Lilyfontein School. Diese Schule lag abseits der Stadt mitten in der Natur und sorgte durch eine Kombination aus Unterricht und Abenteuer für ein möglichst effizientes Lernen. Unsere Schule war aus vielen kleinen Hüttchen gebaut, die als Klassenzimmer dienten und jeden Nachmittag betrieben wir Sport, vom traditionellen südafrikanischen Rugby und Netball bis hin zu abenteuerlichen Aktivitäten wie Crosscountry, Mountainbiken und Kanufahren im Fluss. Lilyfontein ist eine extrem kleine Schule und führt vom Kindergarten bis zur Highschool je eine Klasse. Jeder kennt jeden und meine Freundin Thilde aus Dänemark und ich waren schnell kleine VIPs. Obwohl südafrikanische Schulen wie die Lilyfontein School sehr streng sind bezüglich Schuluniform, hat man bei uns immer ein Auge zugeedrückt.

Neben den täglichen Abenteuern gab es in meiner Schule auch noch die «Adventure Pursuits». Dies sind freiwillige, grössere Aktivitäten, die, wenn man sie absolviert hat, mit einem Abzeichen auf dem Schulblazer ausgewiesen werden. Zwei Wochen nachdem wir ankommen waren, fand schon der erste

dieser Pursuits statt, was Thilde und ich uns natürlich nicht entgehen lassen wollten. Er hiess «Solitude» und wir wurden während 48 Stunden einzeln auf Farmen im afrikanischen Busch verteilt, wo wir ohne Proviant, elektronische Geräte, Uhr oder andere Unterhaltungsmöglichkeiten ausharren mussten. Die einzigen Dinge, die wir dabei haben durften, waren Schlafsack, Kleider, Toilettenartikel, Schreib- und Malsachen und natürlich, da Südafrika sehr religiös ist, die Bibel. Für den Notfall hatten wir eine Pfeife dabei. Obwohl es nach einer Weile sehr langweilig wurde und mein Hunger mich sehr irritierte, war «Solitude» ein guter Start in mein Austauschjahr, da ich mir viele Gedanken darüber machen konnte.

Eines der Highlights war auch «Orange River», ein weiterer Pursuit. Der Orange River ist ein Fluss in der Namib-Wüste und dient als Grenze zwischen Südafrika und Namibia. Wir fuhren in Schulbussen 17 Stunden bis zum Orange River und paddelten fünf Tage lang den Fluss hinunter. Natürlich hatten wir wieder keinerlei elektronische Gadgets dabei, waren aber zum Glück nicht alleine und hatten leckere traditionelle Gerichte eingepackt. Jeden Abend bauten wir am Ufer ein neues Nachtlager und schliefen unter dem atemberaubenden Sternenhimmel der Wildnis der Namib-Wüste.

Dank der beiden von Rotary South Africa organisierten Sightseeing-Touren sah ich und die anderen Austauschschüler die schönsten Flecken Südafrikas. Wir waren insgesamt 15 Jugendliche aus der ganzen Welt und reisten zweimal je zwei Wochen lang mit einem Bus durch Südafrika. Die erste Tour im November startete in Durban und wir fuhren über Oudtshoorn und Stellenbosch durchs Inland nach Cape Town. Als Rückweg nahmen wir die weltbekannte Garden Route der Küste entlang bis nach Durban. Im Januar gingen wir schon auf die zweite Tour. Diese startete auch in Durban und führte hinauf in den Norden durch die Provinzen Kwazulu-Natal und Mpumalanga bis zum Kruger National Park und wieder retour. Da beide Touren sehr verschieden waren, widerspielgelten sie eindrücklich die Vielfalt des Landes.

Mein absolutes Lieblingsgebiet Südafrikas ist die Transkei, ein ursprüngliches Homeland aus der Apartheid-Ära nördlich von East London. Wegen dem Ausschluss der Transkei während der Apartheid ist sie bis heute noch stark von der afrikanischen Kultur geprägt. Die Natur ist weitgehend unberührt und die Menschen leben in weit verstreuten, traditionellen Lehmhüttchen. An die Küste der Transkei durfte ich mehrmals mit in die Ferien gehen, wo wir jeweils in kleinen Hüttchen mit einem einfachen Plumpsklo und ohne Strom wohnten.

Mein Austauschjahr ging so schnell vorüber, dass es schon bald wieder Zeit war, nach Hause zurückzukehren. Grosses Heimweh hatte ich eigentlich nie verspürt, aber als es so weit war, freute ich mich dann doch. Das Abschiednehmen fiel mir schwer und ich merkte, wie wichtig und lieb mir all diese Menschen und Südafrika selber geworden waren. Auf dem Flug von East London nach Joburg las ich all meine Abschiedsbriefe und weinte den ganzen Flug lang. Von Joburg nach Paris schlief ich dann eigentlich nur noch, aber auf dem Flug von Paris nach Zürich überkam mich die Vorfreude auf meine Familie und Freunde. Ich konnte es kaum erwarten zu landen, und als ich endlich mit meinem ganzen Gepäck aus dem Arrival kam, schluchzte ich richtig. Ich hätte nie gedacht, dass das Heimkommen genauso wichtig ist wie das Weggehen...

•

Positive Diskriminierung

Wir verdanken es nicht unserem eigenem Zutun, dass wir in einer Gesellschaft leben, die zufällig unsere Stärken schätzt.



VON RUFUS BUTZ

Michael J. Sandel stellt uns in seinem sehr lesenswerten Buch *Gerechtigkeit* (Berlin 2013, engl. 2009; unbedingte Leseempfehlung!) den Fall der aus ärmeren Verhältnissen stammenden weissen Amerikanerin Cheryl Hopwood vor, die an der Texas Law School ein gutes Aufnahmeprüfungsergebnis erzielte – und doch nicht aufgenommen wurde, während Amerikaner afrikanischer oder mexikanischer Abstammung mit zum Teil schlechteren Resultaten einen Studienplatz erhielten. Sie klagte vor Bundesgericht – und verlor. Die Universität begründete die Ablehnung Hopwoods mit ihrer Politik der *Affirmative Action*, der positiven Diskriminierung: Das Ziel der Universität sei es, etwa 15 Prozent des Jahrgangs aus Minderheiten zu rekrutieren. Die Richter folgten dieser Begründung.

Ist es aber gerecht, was hier geschehen ist? Ich kann die ganze Sache der positiven Diskriminierung, die hierzulande zum Beispiel eher am Problem der Frauenquoten erörtert wird, in diesem Beitrag sicher nicht à fond diskutieren, möchte aber doch einige interessante Aspekte herausgreifen.

Gegner der positiven Diskriminierung machen geltend, dass Leistung objektiv zu beurteilen sei. Wer den Standards einer Prüfung entspreche, wer den geforderten Qualifikationen mitbringe, der sei anstellungswürdig, ohne Ansehen der Person (des Geschlechts). Und positive Diskriminierung fördere Faulheit, Trägheit, so wird weiter argumentiert, denn man könne ja mit weniger Leistung einen halbwegs schon im Voraus garantierten Platz an einer Universität ergattern (vgl. auch die sogenannten *Goldröcke* in Norwegen als Beispiel für Unternehmungen).

Was also könnte dann für den Grundsatz positiver Diskriminierung sprechen? Nun, erstens ist sicher Vorsicht geboten, wenn von einer objektiven Leistungsmessung die Rede ist, denn letzte unterliegt vielen Verzerrungen. An einer Prüfung wird nur die momentane Leistung einer Person A zu einem bestimmten Zeitpunkt bezüglich eines Stoffes S gemessen, sicher aber nicht die effektive Leistungsfähigkeit. Wer unter Prüfungsangst leidet, einen schlechten Tag hat etc., wird sich unter seinem Wert verkaufen. Auch die Auswahl der effektiv gestellten Fragen aus der Stoffmenge S ist nicht zufalls- und präferenzfrei. Zudem spielen soziale Phäno-

mene eine entscheidende Rolle bezüglich Prüfungserfolg. Und wer gemessen an seinen Möglichkeiten über sich hinauswächst, soll der nicht belohnt werden? – Die Hauptfrage lautet mithin: Ist da Gegensteuer zu geben? Sicher in diese Richtung gehen die sog. Nachteilsausgleichsmassnahmen, die z.B. für Leseschwächen auf Gesuch hin gewährt werden. Braucht es aber in jedem Fall ein Gesuch, einen Antrag – oder soll nicht eine aufnehmende Institution von sich aus gewisse Dinge korrigieren?

Ganz grundsätzlich lässt sich mit John Rawls (und natürlich vielen anderen Philosophen) für positive Diskriminierung argumentieren, denn «Rawls erinnert uns daran, dass niemand seine natürlichen Fähigkeiten verdient hat oder einen Anspruch auf einen besseren Startplatz in der Gesellschaft besitzt. Ebenso wenig verdanken wir es eigenem Zutun, dass wir in einer Gesellschaft leben, die zufällig unsere Stärken schätzt. Dieser Umstand ist ein Gradmesser für unser Glück, nicht für unsere Tugend.» (Sandel, *Gerechtigkeit*, a.a.O. S.243) – Hier atmet natürlich nicht calvinistischer Geist!

Ein zweites wichtiges Argument (aristotelischer Natur) für positive Diskriminierung möchte ich noch anfügen. Man kann nach dem grundlegenden Zweck, dem *telos* eines

Gymnasiums, einer Universität fragen. Wenn das *telos* einer Universität die Förderung akademischer Exzellenz ist, dann kann man gut gegen positive Diskriminierung sein. Wenn aber das Ziel einer Universität nicht hauptsächlich in Letztgenanntem besteht, sondern vielmehr in der Steigerung des Gemeinwohls und der Förderung von Gerechtigkeit in der Gesellschaft, dann ist dieses Ziel mit positiver Diskriminierung besser zu erreichen.

Ganz kurz gesagt, kann allgemein festgehalten werden: Bei der Verteilung knapper Güter kommen immer irgendwelche Kriterien zum Einsatz. Welche zum Einsatz kommen, ist jedoch nicht naturgegeben, sondern im schlechtesten Fall willkürlich, im besten Fall aber das Resultat einer ethischen Reflexion. Schliessen möchte ich mit einem schönen Beispiel (aus Sandel, a.a.O. vgl. S. 230): «1951 erzielte ein Bewerber für das Doktorandenprogramm der School of Religion an der Boston University beim Zulassungsexamen ein mittelmässiges Ergebnis. Der junge Martin Luther King, der zu einem der grössten Redner in der Geschichte Amerikas werden sollte, schnitt beim Test zur Bestimmung der «verbalen Befähigung» unterdurchschnittlich ab. Zum Glück wurde er dennoch angenommen.»

•

Einblicke in neue Welten

Erfahrungsberichte aus den Arbeitswochen der 1. Klassen

Und wer hat's erfunden?

Lernen von Medienprofi und Radio-Urgestein
Roger Schawinski

VON SOPHIA RICHTER,
LEANDRA TOGNI (G1C)

Früher war das Radioangebot einseitig und wenig abwechslungsreich – das veränderte Medienrevolutionär und Vollblutunternehmer Roger Schawinski nachhaltig: «Da es in Italien keine Radiogesetze gab, stellte ich dort den damals grössten UKW-Rundfunk-Sender der Welt hin, um von dort aus in die Schweiz zu funken.», erzählte er über die Gründung des ersten Privatradios der Schweiz, dem Radio 24. Er ermöglichte uns durch sein Referat und den anschliessenden Besuch bei Radio 1 und Radio 105 interessante Einblicke in die Geschichte des Schweizer Radios und Fernsehens.

Radio 1, das Erwachsene als Zielgruppe hat, und Radio 105, das u.a. mit dem Thema «Ibiza» Jugendliche unterhält, teilen sich ein Studio, das sich wenige Minuten von der Kanti Hottingen entfernt befindet. Dort empfingen uns die gut gelaunten Mitarbeiter, die uns ihre Aufgaben im Studio näherbrachten. Hier herrschte eine konzentrierte und emsige Arbeitsatmosphäre. Da um Punkt 12 Uhr alle Nachrichtenbeiträge fertig sein müssen, kommt es sehr häufig zu grossem Stress. Die eine oder andere Panne gehört dann auch dazu, wie wir live miterleben konnten. Die Kunst dabei ist, immer einen Plan B zu haben – und auf reibungsloses Teamwork zählen zu können.

Nach einem interessanten Einblick in den Radioalltag nahmen uns zwei jungen Herren mit in das Aufnahmestudio, wo man sich in den Job eines Radiosprechers hineinversetzen konnte: Einige von uns durften Wettervorhersagen und Verkehrsmeldungen durch das Mikrophon berichten, was ein ziemlich befremdendes Gefühl war.

Am Tag zuvor waren zwei Kommunikatorinnen bei uns, Gabriella Sontheim und Nina Hesse, die uns lehrten, wie man vor einer laufenden Kamera zu sprechen hat und wie man bei einer Präsentation auftreten soll. Es ist interessant, auf wie viele Dinge man dabei achten muss, um Gefühle rüberzubringen, deutlich zu sprechen und locker zu bleiben. Nachmittags wurden wir von Markus Gilli, dem ehemaligen Weggefährten Schawinskis, durch das Studio von Tele Züri geführt, wobei er uns einen interessanten Einblick in das Unternehmen und seine bewegte Geschichte gab.

Am Donnerstag konnten wir dem Flughafen Zürich hinter die Kulissen schauen und einen Rundgang durch eindrucksvolle Bereiche des Flughafens machen. Wir wurden ebenfalls von zwei Mediensprechern des Flughafens darüber informiert, wie ihr Job in dieser Branche aussieht. Zum Abschluss der Arbeitswoche wendeten wir am Freitag unser neu erworbenes Wissen im Vortragen einer eigenen Tagesschau an. Alles in allem eine sehr gelungene und lehrreiche Woche zum Thema Kommunikation.

Eine neue Heimat

Das Schicksal junger Flüchtlinge

VON RAFIK HASSAN, NIKOLA
MARINKOVIC, MICHAEL MEISTER,
LOUIS SABLONIER (H1C)

«Wer verbirgt sich eigentlich hinter dem Wort Flüchtling?». Eine wichtige Frage, und dennoch gerät sie in der Politik und in den Massenmedien oft in den Hintergrund. Doch genau mit diesem Thema haben wir uns als Klasse während unserer Arbeitswoche befasst. Jenseits von politischer Meinung und Medieneinfluss sollten wir uns ein eigenes Bild vom «Flüchtling als Menschen» machen können. Wir besuchten Flüchtlinge in unserem Alter, darunter so genannte UMAs (unbegleitete minderjährige Asylsuchende). Drei Buchstaben bleiben also für diese Menschen mit grosser Geschichte. In ihren jungen Jahren haben sie oftmals schon Erschütterndes durchmachen müssen. Aus seiner eigenen Heimat flüchten, alles hinter sich lassen, sich in einem völlig fremden Land wiederfinden – klingt für einige nach einem bösen Albtraum, für Abdullah (15)

jedoch ist es die harte Realität. Der junge Syrer schilderte uns seine Geschichte. Ganz alleine marschierte er von Syrien los. Nur eines war ihm klar: Er wollte weg, weg von nächtlichen Bombenangriffen, weg von der alltäglichen Gewalt, weg von Unterdrückung. Einfach nur weg. Nach tagelangem Fussmarsch unter brennender Sonne und ohne jegliche Verpflegung erreichte er endlich die Mittelmeerküste. Auf engstem Raum zusammengepfercht überlebte er auch die waghalsige Überfahrt mit dem Schlauchboot. Uns verging der Gedanke, nach dem Schicksal seiner Familie zu fragen, als wir in seine Augen blickten. Und egal wie schwerwiegend sein Fluchtgrund auch war, nach nichts sehnte er sich so sehr wie nach seiner Heimat und dem Leben vor der Katastrophe. Trotzdem ist er froh, in der Schweiz zu sein. Denn hier hat er die Möglichkeit, eine Ausbildung abzuschliessen, sein eigenes Geld zu verdienen und sich somit einen Grundstein für ein freies und selbständiges Leben zu setzen. Wir alle nehmen viele prägende Eindrücke und Erfahrungen aus dieser Arbeitswoche mit. Wir schätzen diese Erfahrung sehr und werden sie lange in Erinnerung behalten.

•



Schülergezwitscher

Arbeitswochenbericht via Twitter

VON SANDRA NUSSBAUMER

lehrergezwitscher @nussbaumer_G1d
Man kann nicht nicht kommunizieren. – Verheissung oder Drohung? #ksh_g1d #lets-communicate #watzlawik
19.04.16

Gian 2000 @gian_schumacher
Mit der gleichen Offenheit, die die Eingangshalle ausstrahlt, wurden vier neugierige Gymischüler auf Entdeckungstour vom Bankdirektor ertappt und von diesem persönlich durch den Hauptsitz der @zkb_ch geführt. #danke #ksh_g1d
19.04.16

anime Burnforest @uselessassakura
Der @ZooBasel sorgt für Tierkontakt, man kann Tiere streicheln oder im Vogelhaus mit den Tieren im selben Raum sein. #ksh_g1d
19.04.16

Kai @kai_vogt187
Für den Besucher ist der @ZooBasel sehr bequem und praktisch, aber ist er das auch für die Tiere? #ksh_g1d
19.04.16

Marc Bartels @G1dischda
Im @ZooBasel ist der Mensch mehr im Mittelpunkt als das Tier #ksh_g1d
19.04.16

marco bänninger @banninger_marco
Die @jugibasel in @BaselStadt ist sehr aufgeräumt und sauber, und das Essen ist sehr fein... #clean #ksh_g1d
19.04.16

Philipp Hug @philipp_hug
Neue Kommunikationsideen für @diemobililar werden geboren #gottardo2016 #ksh_g1d
20.04.16

lehrergezwitscher @nussbaumer_G1d
#zukunftsbeutel #futurecookies #createyourfuture @philipp_hug @diemobililar
20.04.16

Karin Lange @karinlangech
@philipp_hug @nussbaumer_G1d @diemobililar Merci fürs Mitmachen!!
20.04.16

anime Burnforest @uselessassakura
Schon seit 17 Jahren eine gute Art mit Humor zu kommunizieren #schadensskizze @diemobililar #ksh_g1d
20.04.16

Philipp Hug @philipp_hug
2x2x2 Meter für 4 Personen und nur 1.9-Meter-Betten... @jugibern #ksh_g1d
21.04.16

lehrergezwitscher @nussbaumer_G1d
@philipp_hug ...und Wände aus Papier. #roughnight #ksh_g1d
21.04.16

armelito @armelwetchoko
@ArmeederSchweiz Die Rekruten @rettungsschulewangen verstehen sich gut mit den Schülern #fussball #mittagspause #ksh_g1d
21.04.16

N. @ _ Broniatowski
Verbale Kommunikation im Bus #sogaronhandy #jugendvonheute #ksh_g1d
21.04.16

Twete @TillWettstein
Das @SRF gewährt uns einen tiefen Einblick in die Vorbereitungen der Tagesschau @srf-news #ksh_g1d
21.04.16

Sélim2000 @fernandez_selim
So sieht es also hinter den Kulissen von @SRF aus... Alles voller Scheinwerfer #ksh_g1d
21.04.16

Sélim2000 @fernandez_selim
Wäre es nicht toll, einmal mit @SchawinskiRoger an diesem Tisch zu diskutieren? @SRF #ksh_g1d
21.04.16

Just Me @simon_kl
Hinter der Stimme des Radios @SRF steckt viel Vorbereitung und Absprache im Betrieb! #ksh_g1d
22.04.16

Schülergezwitscher @valentino1893
Beim Radio SRF hatten wir eine interessante Führung. Sogar erste Moderationserfahrung durften wir sammeln. #eigeneradiosendung #srf #ksh_g1d
22.04.16

WR-Vernetzungstag @ Kanti Hottingen

60 Wirtschaftslehrer...

VON STEPHAN AMSTUTZ, GAIUS D'USCIO UND BORIS ZWYSSIG

6. April, kurz vor 14.00 Uhr: In der Aula der Kanti Hottingen haben sich gut 60 Lehrpersonen für Wirtschaft und Recht aus dem ganzen Kanton Zürich sowie einigen benachbarten Kantonen versammelt. Hier findet heute der erste WR-Vernetzungstag statt. Für die einen («meist etwas dienstälteren Hasen») ist es wie eine grosse Klassenzusammenkunft, andere wiederum scheinen kaum jemanden zu kennen. Die Idee für diesen Anlass entstand im Rahmen des Projektes HSGYM, das die Schnittstelle zwischen Hochschule und Gymnasium bearbeitet. Ziel dieses Tages ist es, einerseits die Menschen hinter dem Fach WR sichtbar zu machen und andererseits wertvolle Kontakte in einer geselligen Atmosphäre zu knüpfen oder zu reaktivieren. Vernetzen – ganz im Sinne des HSGYM-Kerngedankens. Gemeinsam warten nun alle gespannt, bis der erste WR-Vernetzungstag offiziell startet. Pünktlich um 14 Uhr geht es los.



Lehrpersonen für Wirtschaft und Recht am ersten WR-Vernetzungstag

So vielfältig wie das Publikum, so abwechslungsreich war auch das Programm. Franz Eberle, Professor für Gymnasialpädagogik, hielt ein spannendes Inputreferat zur Frage «Wirtschaft und Recht am Gymnasium – notwendig oder nice to have?» Ausgehend von einer selbst durchgeführten Untersuchung, bei der Eberle und sein Team 1'160 Studierende befragten, wie wichtig für ihr Hauptfach Wissen und Fertigkeiten aus dem Gymnasium seien, rangiert das Fach WR an siebter Stelle (nach den beiden überfachlichen Kompetenzen «Zeitmanagement» und «wissenschaftliches Arbeiten», den beiden Sprachfächern «Englisch» und «Deutsch» sowie den beiden MINT-Gebieten «Informatik» und «Mathematik»). Zusammengefasst – auch unter Beachtung von MAR Art. 5 – gelangt Prof. Dr. Franz Eberle zum Fazit, dass wirtschaftliche Bildung am Gymnasium einen wünschenswerten Beitrag zur allgemeinen Studierfähigkeit sowie zur forschungsorientierten Wissenschaftspropädeutik liefert, bezüglich der vertieften Gesellschaftsreife hingegen unabdingbar ist. Wirtschaft und Recht leiste einen bedeutenden Beitrag zur Allgemeinbildung im Hinblick auf das Lösen anspruchsvoller Aufgaben in der Gesellschaft, bspw. bei Wahlen und Abstimmungen, in betrieblichen, aber auch in kulturellen und familiären Kontexten.

Selbstredend musste Eberle die Anwesenden vom Stellenwert des Fachs WR nicht erst überzeugen. Für viele waren dann jedoch die gezeigten Ergebnisse aus der Studie «OEKOMA» (Eberle & Schumann, 2013) überraschend und erschreckend zugleich: Bei einer repräsentativen Stichprobe von über 2'300 Schülerinnen und Schüler in der Deutschschweiz zeigte sich, dass Gymnasialtinnen und Gymnasialisten mit einem anderen Schwerpunktfach als WR im Durchschnitt über einen tieferen ökonomischen Bildungsstand als Nicht-KV-Berufsmaturandinnen und -maturanden verfügen. Eberle erwähnt, dass dies vor allem an der in vielen Kantonen unbedeutenden Stundendotation des für alle Gymnasialtinnen und Gymnasialisten obligatorischen Einführungsfachs in Wirtschaft und Recht sowie auch an der Qualifikation der dieses Fach unterrichten Lehrpersonen liege. So gebe es Kantone respektive Schulen, die für das Einführungsfach in Wirtschaft und Recht gerade mal ein Semester à 2 Lektionen vorsehen – unterrichtet durch fachferne Lehrpersonen. Dass auch andere Wege möglich sind, zeigt beispielsweise der Kanton St. Gallen mit 4 Jahresstunden für das Einführungsfach WR. Der Schweizer Föderalismus lässt grüssen. Immerhin zeigt die Studie aber auch, dass Gymnasialtinnen und Gymnasialisten mit dem Schwerpunktfach WR gegenüber KV-Berufsmaturandinnen und -maturanden am Ende ihrer Schulzeit über eine signifikant bessere ökonomische Bildung verfügen.

Nach einem kurzen Austausch und informellen Gesprächen machte sich die Gruppe auf ins Opernhaus Zürich zu einer 90-minütigen

Führung. Die breite Diskussion über das im Referat Gehörte wird allerdings in den kommenden Monaten in den Fachschaften an den jeweiligen Schulen geführt werden. Die Ergebnisse dieser Diskussionen wiederum werden über die Schulvertreter in die Fachkonferenz des HSGYM-Projektes einfließen.

Dem unbestrittenen kulturellen Wert, den das Opernhaus Zürich weit über die Stadtgrenze hinaus ausstrahlt, ist es auch aus wirtschaftlicher Sicht eine mehr als nur interessante Institution. Eigentlich könnten wir WR-Lehrpersonen (fast) jedes betriebswirtschaftliche Thema, das wir im Unterricht behandeln, am Beispiel des Opernhauses aufzeigen, zum Beispiel den Umgang mit knappen Raumressourcen (so ist es eine planerische und logistische Meisterleistung, dass sämtliche Bestandteile der Theaterkulis, alle Kostüme und sonstigen Utensilien aus allen verschiedenen Stauräumen – inkl. Aussenlager in Oerlikon – jeweils rechtzeitig am richtigen Ort vorhanden sind), der Gestaltung eines attraktiven Programms (Produktpolitik), die gesamte Vermarktung und nicht zuletzt das Thema der Finanzierung.

Den Abschluss dieses äusserst gelungenen Anlasses bildeten schliesslich drei kurze Grussbotschaften. Den Gruss und Dank der Universität überbrachte Prof. Winkelmann – verbunden mit dem Hinweis, dass Gymnasialtinnen und Gymnasialisten mit Schwerpunktfach WR bei den Rechnungswesen- und BWL-Assessmentprüfungen im Wirtschaftsstudium gegenüber den anderen «Schwerpunktfächlern» statistisch betrachtet besser abschneiden, während

die SuS mit Schwerpunktfach Mathematik in der VWL-Prüfung die besten Resultate erzielten. Jürg Röthlisberger, Mitinhaber von Richterich&Partner AG sowie Diego Steiner und Lukas Elmer, beides ehemalige IMS-Schüler der Kanti Hottingen und heute Geschäftsführer (oder auf neudeutsch «CEOs») von Renuo, einer auf die Bereiche individuelle Webentwicklung und «responsive design» (z.B. die Gestaltung von Webseiten, die auf die Eigenschaften des jeweils benutzten Smartphone oder Tablet reagieren können) sowie auf mobile Applikationen und Content Management spezialisierten IT-Unternehmung, waren die nächsten Redner. Insbesondere die Ausführungen von Diego und Lukas, in welchen sie dem Publikum in einer witzigen Art aufzeigten, wie und wann sie in den letzten 10 Jahren vom Gelernten an der Kanti Hottingen profitieren konnten – und noch immer können –, rundeten diesen letzten offiziellen Programmpunkt zu einem stimmigen Ganzen ab. Der gemütliche Teil in Form eines Apéro riche konnte beginnen ...

Es hat sich einmal mehr gezeigt, wie gross das Bedürfnis der einzelnen Schulen und Lehrpersonen nach einer Vernetzung über die eigenen Schulhausgrenzen hinweg ist – aber solche Gelegenheiten bisher nur spärlich und wenn, dann nur in Form einer Einzelveranstaltung vorhanden sind. Wir sind überzeugt, mit diesem ersten WR-Vernetzungstreffen einen wertvollen Beitrag für die Zukunft geleistet zu haben, und freuen uns an dieser Stelle bereits auf den zweiten WR-Tag vom 5. April 2017 in Schaffhausen.

Toto le Heros Jaco Van Dormaels, 1991

VON BARBARA INGOLD

Hatten sie schon einmal das Gefühl, das falsche Leben zu leben? Was, wenn man Sie als Säugling vertauscht hätte, Ihre Eltern eigentlich gar nicht die wahren sind, Sie in einer anderen Familie vielleicht einen besseren Start gehabt, einen komplett anderen Weg eingeschlagen hätten?

Der Titelheld von Regisseur Van Dormaels Tragikomödie wird von genau dieser Vorstellung sein ganzes (unglückliches) Leben lang verfolgt. Er ist felsenfest überzeugt davon, kurz nach seiner Geburt bei der Evakuierung aus dem brennenden Spital vertauscht worden zu sein – und zwar mit Alfred Kant, dem auf den Tag gleichaltrigen Nachbarsjungen. In Totos Augen ist das verwöhnte Einzelkind von nebenan der personalisierte Glückspilz, nur eben ohne jede Legitimation, denn eigentlich lebt Usurpator Alfred ja Totos Leben...

In einer komplexen Montage zeitlicher Vor- und Rückblenden erzählt der Film (teils rührend aus Kinderperspektive) von den verpassten Chancen im Leben eines Mannes, der sich in seinem Wahn jeglicher Eigenverantwortung entledigt sieht und in hohem Alter sogar in mörderische Rachegeleüste versteigt.

Toto le Heros ist ein Filmlebens, das unter die Haut geht: ergreifend, poetisch, tragisch, komisch, tiefmenschlich und vor allem unvergesslich. Ab sofort in unserer Mediathek erhältlich (Französisch mit englischen Untertiteln).

NEU IM ANGEBOT

e-Thek Zürich

Neu im Angebot der Mediathek: eBooks, ePapers

Ab sofort können eBooks und ePapers über die Online-Recherche der Kanti Hottingen-Mediathek-Website oder über www.e-thek-zh.ch gesucht und auf elektronische Geräte heruntergeladen werden.

In der e-Thek Zürich enthalten sind vorwiegend Sachbücher für die Sekundarstufe II sowie ausgewählte belletristische Werke in diversen Sprachen.

Dieses Angebot steht allen KSH-Angehörigen kostenlos zur Verfügung.

Bei Fragen zur Erstanmeldung hilft die Mediathekarin gerne weiter. Zudem wird vorläufig jeden Donnerstagnachmittag von 13-14 Uhr das Informatikteam in der Mediathek anwesend sein und technische Fragen beantworten. Eine Voranmeldung ist nicht nötig.



August 2016

- 22. Unterrichtsbeginn HS 2015/16
- 22. Eröffnung des Schuljahres für Erstklässler, ihre Eltern und Klassenlehrer, Église française, 16.30 Uhr
- 31. Orientierungsabend IMS, Aula, 19.30 Uhr

November 2016

- 1. Aufnahmeprüfung IMS
- 13.-15. Chorlager
- 15. Orientierungsabend Gymnasium und HMS Aula, 17.30 und 19.30 Uhr
- 17. Forum KSH «Nachbarn»: Schule als Nachbar, Aula, 10.45-12.15 Uhr
- 22. Schnuppertag Sekundarschüler und Übertreter

September 2016

- 2. Gartenfest, ab 18.00 Uhr
- 8. Schulreisen 1. Klassen
- 12. Knabenschiessen (unterrichtsfrei ab 11.35 Uhr)
- 15. Kontaktseminar Schule-Wirtschaft (HMS & IMS)

September 2016

- 24./25. Weiterbildung Lehrerschaft

Dezember 2016

- 22. Weihnachtskonzert, 18.30 Uhr
- 26. Weihnachtsferien

Oktober 2016

- 3.-7. Arbeitswochen (nicht alle Klassen) und Studienreisen (Abschlussklassen)
- 10.-21. Herbstferien
- 31. Aufnahmeprüfung IMS

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 3/2016: 11. November 2016

Redaktion: Barbara Ingold (b.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer: Stephan Amstutz, Rufus Butz, Gaius d'Uscio, Simon Haas, Rafik Hassan, Barbara Ingold, Nikola Marinkovic, Michael Meister, Sandra Nussbaumer, Isabel Perschak, Sophia Richter, Louis Sablonier, Peter Stalder, Verena Stauffer, Martin Strauss, Leandra Togni, Boris Zwysig

Fotografien: Samuel Fankhauser, Simon Haas, Isabel Perschak, Susanna Rosati, gyselroth

Gestaltung: gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media, Simon Haas (BG-Seite)

Druck: Bühler Druck AG, Schwerzenbach

Brate und Figgschnitzel kriegen Sie nicht beim Metzger!

Die Sprache der Jugendlichen ist grob, sexistisch, rassistisch und bewegt sich auch sonst oft im unkorrekten Abseits.

VON BARBARA INGOLD

Unsere 20 TeilnehmerInnen des Workshops «Schwiizerdütsch – quo vadis?» bestätigten obige Einschätzung zwar, beteuerten aber, sehr wohl über das nötige Sensorium für kontextadäquaten Sprachgebrauch zu verfügen. Über das Sensorium vielleicht schon, aber nicht alle verfügen auch über ein adäquates Alternativvokabular – wie jener Schüler, der sich neulich bei mir über einen anderen Lehrer beklagte, der ihn grundlos *aagfiggt hät*. Was hat er? *Er hätt mich aagfiggt, äh, disst, äh, zämegschisse*. Tja, wie paraphrasiert man sowas anständig? Zurechtweisen, abkanzeln, beschimpfen, massregeln, anfahren... Und nun auf gut Schweizerdeutsch? Ein Teilnehmer unseres Workshops gab offen zu: *Vili Jugendlichi [sic!] isch gar nöd bewusst, dass iri Wortwahl unpassend isch*. Und wie seine Formulierung zeigt, stellt für manche nicht nur die passende Wortwahl eine Herausforderung dar, denn *vilne Jugendlische isch au nöd bewusst, dass si zuenämend Fallfehler machet!*

Da für schweizerdeutsche Dialekte keine verbindlichen Rechtschreibregeln existieren, ist die irriige Annahme verbreitet, das Schweizerdeutsche habe auch «keine Grammatik». Da werden munter Fallendungen geschliffen (s.o.), Präpositionen weggelassen (*Gömmmer Stadelhofe*), Infinitive flektiert (*Hämmer wele gömmmer?*) oder Plurale eingedeutscht (*Ich mues no mini Haare wäsche; Er isch fünfzäh Jahre alt.*) Die Fehler entspringen weniger jugendlicher Nachlässigkeit als vielmehr einer veritablen Unsicherheit, denn vor allem Kinder mit Migrationshintergrund haben ja ausserhalb ihrer Peergruppe kaum dialekt-

sprachliche Vorbilder. Im schulischen Kontext wird vorwiegend Hochdeutsch gesprochen und die Kollegen reden eben diesen Jugendslang, ganz nach der Devise *anything goes*. Immerhin hat diese vermeintliche Narrenfreiheit der Mundart zu grosser Popularität verholfen und den Gebrauch des Hochdeutschen als *Schriftsprache* fast gänzlich zu verdrängen vermocht, zumindest in den sozialen Medien.

Die Jugendsprache bewegt sich aber nicht nur in grammatikalischer Hinsicht weg vom Korrekten, sondern oft auch fernab jeder *Political Correctness*. Ob es sich dabei um bewusste Tabubrüche und damit eine Art Rebellion gegen das PC-Diktat handelt oder ob einfach mehr oder weniger absichtslos die Sprache aktueller Vorbilder aus der Hip-Hop- und Comedy-Szene imitiert werden, sei dahingestellt. *Ma Nigga* jedenfalls empfinden nicht einmal dunkelhäutige Jugendliche als diskriminierend, *Spasst* (Spastiker), *Opfer* bzw. *Mopfer*, ja sogar *Flüchtling* haben den *Mongo* als herabsetzende Titulierung längst ersetzt und sexistische Wörter wie *Bitch* oder *Schlampe* sind Usus. Auch das urchig anheimelnde *Futz* ist im Schwange, wie zum Beispiel in: *De Marco und sini Futz* (Freundin) oder *Mir sind z'vill Schwänz und z'wenig Futz gsi* (mehr Jungs als Mädels). Allerdings wird *Futz* fast ausschliesslich von Jungs unter sich verwendet und von Frauen nach wie vor als beleidigend empfunden – ganz im Gegensatz zum gluschtigen *Figgschnitzel*, der spielerischen Bezeichnung für Gelegenheitssexpartner beiderlei Geschlechts...

Dauernd über die neusten Trends im Bild zu sein, fordert den Slang-Usern einiges an medialer Präsenz ab, denn Trendsetter wie Bendrit Bajra und Zeki Bulgurcu posten die originellsten Clips auf Facebook, Instagram und Youtube. Verbreitet sich das dann viral, ist ein neues Modewort geboren. So ähnlich lief das ja schon zu Anfangszeiten des Schweizer Fernsehens, als die ganze Nation en famille dasselbe Abendprogramm schaute und sich dann wochenlang über die Highlights aus



Teleboy oder Tagesschau amüsierte. So wurden u.a. *Söll emal choo!* oder *Freude herrscht!* zu Bonmots. Im Unterschied zu früher ist die Reichweite neuer Wortspielereien bloss altersspezifischer und deren Halbwertszeit massiv kürzer geworden. Was heute in ist, ist ein paar Monate später bereits wieder kalter Kaffee.

Auffallend ist auch, dass neue Ausdrücke und Phrasen oft recht individuell interpretiert werden. Entsprechend schwer fiel es denn auch unseren Workshopteilnehmern, diese allgemeinverständlich zu paraphrasieren. Man schnappt einen Trend auf, versucht zu verstehen, pröbelt damit rum und mit etwas Glück kann man damit statussichernd punkten. Viele Modewörter stammen immer noch (fast selbsterklärend) aus dem Englischen, wie *Wettsch Beef?* (synonym für *Wettsch Puff is Gsicht* beziehungsweise *eis id Frässi*); *er hät Fame* (er ist bekannt) oder auch *Ich chumm safe* (sicher). Anderes kommt aus dem Albanischen, wie *Hajde* (Los, gehen wir!; Komm!) und *Brate* (mit ä ausgesprochen, für Kumpel) oder dem Kurdischen, wie *Babo* (Chef). Auch das Hochdeutsche muss erhalten, wie das gerade populäre *fühle*, was nicht etwa synonym für *gspüre* verwendet wird, sondern je nach Kontext eher etwas in Richtung «mögen» bedeutet: *Ich föhl dis T-shirt* (gefällt mir) oder *Mir händ eus nöd so gfühlt* (hatten das Heu nicht auf derselben Bühne). *Fühlsch di?* jedoch sagt man zu einem wichtigtuerischen Würstchen.

Insgesamt scheint der verbale Umgang auf den ersten Blick vielleicht recht grob zu sein, doch ist, wie unsere SuS einhellig versichern, alles ganz harmlos und irgendwie nett gemeint. Auch die ehemals abschätzigen Bezeichnungen *Jugo* und *Schippi* (Albaner) sind ja inzwischen salonfähig und werden sogar von diesen selbst verwendet. Die meisten Neologismen können sich sowieso nicht etablieren. Das äusserst nervige *Alte!* zum Beispiel hat seinen Zenit bereits letzten Sommer überschritten und ist nach stetem Sinkflug endlich im Friedhof aller Trends gelandet: der Primarschule. Was den Sprung in den erwachsenen Sprachgebrauch schafft, ist schwer vorherzusagen. Die verstärkenden Adverbien *super*, *huere*, *mega* und *voll* zählen sicherlich dazu – werden wir uns also auch bald an *futzgeil* gewöhnen? Gut möglich, denn anlässlich unseres Besuchs beim Schweizer Idiotikon lernten wir, dass selbst das wertfreie Adverb *sehr* einst die Bedeutung von *versehrt* respektive *blutig* hatte und wie englisch *bloody* ursprünglich negativ besetzt war – wie übrigens *cheibe* und *choge* auch, bezeichneten *Cheib* und *Chog* doch Tierkadaver. Die Quelle der Irritation wird mit dem Verlust der ursprünglichen Wortbedeutung also zunehmend verblassen. *Futzgeil*, oder?